

Die gegenwärtige Motivationskrise Jugendlicher

Bemerkungen aus sozialpsychologischer Sicht*

Dr. phil. Thomas Ziehe, geboren 1947, studierte Sozialwissenschaften, Geschichte und Psychologie in Berlin und Hannover, danach Lehrer und wissenschaftlicher Begleiter eines Schulversuchs. Seit 1977 Wissenschaftlicher Assistent an der Universität Hannover, Abteilung Erziehungswissenschaften.

Vorbemerkung

Die psychoanalytische, pädagogische und gesellschaftstheoretische Diskussion, ob die gesellschaftliche Herausbildung eines „Neuen Sozialisationstypus“, also ein neues Verhalten von Jugendlichen, neue Einstellungen, ein neues Lebensgefühl, konstatiert werden können, wird seit einiger Zeit in aller Breite und nicht ohne Schärfe geführt. Deshalb möchte ich einige Vorbemerkungen für den Leser machen: In diesem Aufsatz wird nicht behauptet, die heutigen Jugendlichen *seien* politisch apathisch, sondern, daß ihre Wünsche und Bedürfnisse unter bestimmten Bedingungen uns Älteren als „Apathie“ *erscheinen*, weil entsprechende Ausdrucks- und Realisierungsmöglichkeiten für die Jugendlichen entweder fehlen oder von uns nicht wahrgenommen werden.

In der auch von mir vertretenen Auffassung vom „Neuen Sozialisationstypus“ wird der Versuch unternommen, nicht nur die Veränderungen der objektiven, der „harten“, der „sichtbaren“ Wirklichkeit zur Kenntnis zu nehmen, so zentral dies ist, sondern auch nach quasi „weicheren“, weniger sichtbaren Veränderungen heutiger Lebenssituationen und deren Verarbeitungsformen zu fragen. Diese letzte Frage, die Veränderung von Wünschen, von Bedürfnissen, von subjektiven Verarbeitungsformen der eigenen objektiven Situation, wird meines Erachtens erstaunlich unterschätzt. Die ganze fortschrittliche sozialwissenschaftliche Theorietradition hat die Analyse objektiver Lebensbedingungen stets in den Vordergrund gestellt und darüber allzu häufig vernachlässigt, was eben diese Bedingungen für die Menschen *be-*

* Veränderte Fassung des zuerst in: Thomae/Wasmund/Ziehe: Politische Apathie, herausgegeben von der Niedersächsischen Landeszentrale für Politische Bildung, Hannover 1976, erschienenen Aufsatzes (dort auch Anmerkungen und Literaturverweise). Vergleiche desweiteren meine Arbeiten: Pubertät und Narzißmus. Sind Jugendliche entpolitisiert? Frankfurt (eva) 1975; Subjektive Bedeutung und Erfahrungsbezug. Zum didaktischen Konzept des Schulversuchs Glocksee, in: Ästhetik und Kommunikation, Heft 22/23 (2. Aufl.), Berlin 1977; - Warum sich mir die Feder sträubt. Bedenken zum Zusammenhang Neue Lebensformen - Neuer Sozialisationstyp, in: Ästhetik und Kommunikation Heft 34, Berlin 1978; Häsing/Stubenrauch/Ziehe (Hrsg.): Narziß. Ein neuer Sozialisationstypus?, Päd. extra-Buchverlag, Bensheim 1979; sowie Warum das Lernen schwieriger geworden ist, in: päd. extra 1/1980.

deuten, wie sie wahrgenommen, erlebt, erfüllt, gewertet und gedeutet werden. Das aber sind genau Fragen, zu denen in jüngster Zeit sowohl die Psychoanalyse als auch Theorien spätkapitalistischer Kulturentwicklung beitragen können.

Im Hintergrund dieser veränderten bzw. erweiterten Herangehensweise steht die Frage, inwieweit der Prozeß der „Vergesellschaftung der Gesellschaft“ (Oskar Negt), also der Rationalisierung, der Technokratisierung, der Verstärkung der Gesamtgesellschaft nicht überhaupt die *Subjektbasis* der Politik schleichend verändert hat, also nicht nur die Bedingungen des Lebens sich rapide geändert haben, sondern auch „das Innere“ der Menschen selbst auf bestimmte Weise vergesellschaftet, umgestaltet wird. In diesem Aufsatz soll versucht werden, diese Hypothese plausibel zu machen und für die Wichtigkeit der Fragestellung überhaupt zu plädieren.

Das Phänomen

Eine heutzutage immer wiederkehrende Klage von Lehrern und anderweitig pädagogisch Tätigen richtet sich gegen bestimmte Haltungen Jugendlicher, die als schwer nachvollziehbar und als erhebliche Erschwerung der gemeinsamen Arbeit erscheinen. In den neudeutschen Jargon ist diese Verhaltensform als „Schlaffheit“ eingegangen, und sie scheint allgegenwärtig zu sein. Dieser Sachverhalt ist zu verbreitet und zu schwerwiegend, als daß er noch übersehen oder abgeleugnet werden könnte. Die gegenwärtige Motivationskrise Jugendlicher erscheint mit als das gravierendste Problem, vor dem pädagogische Institutionen gegenwärtig stehen. Diesem Problem wird man mit vulgär-psychologischen Einschätzungen nicht gerecht. Ich will mich dem Phänomen der Motivationskrise von zwei Gesichtspunkten her nähern, die für den pädagogisch Arbeitenden nicht unmittelbar auf der Hand liegen mögen:

- Dieser Motivationskrise liegen bestimmte Verdrängungen der psychischen Struktur der Jugendlichen zugrunde, die wiederum aus einer Verdrängung des psychischen Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern ableitbar ist. Diese psychische Veränderung wirkt sich auf die Struktur der Bedürfnisse der Jugendlichen aus und damit auf ihre Motivation.
- Dieser psychischen und Bedürfnisstruktur der Jugendlichen kommen bestimmte gesellschaftliche Entwicklungstendenzen entgegen, und andere Tendenzen stehen ihr entgegen. Es handelt sich hier einmal um eine, gesellschaftlich vorangetriebene, Erhöhung des Anspruchsniveaus, das die Individuen heute an ihr Leben stellen, und um ein Vermeidungsverhalten, das die Verunsicherungen durch die wirtschaftliche Strukturkrise der jüngsten Zeit nach sich ziehen. In diesem Zusammenhang wird auch auf die Institution Schule zu kommen sein, die in diese Tendenz einbezogen ist.

Die Veränderung des Eltern-Kind- Verhältnisses

Ein verdienstvoller Ansatz der Psychoanalyse ist es, bei der sozialwissenschaftlichen Grundfrage nach dem Verhältnis von Gesellschaft und Individuum die Bedeu-

tion der Vermittlungsinstanz Familie betont zu haben. Im Aufwachsen mit seinen Eltern erfährt das Kind die materiellen Lebensbedingungen seiner Eltern wie auch deren Bedürfnisse, Ängste, Verhaltensmuster und Einstellungen. „Gesellschaft“ - das sind für das Kind zunächst die eigenen Eltern, ganz wie es selbst einmal für das eigene Kind der wiederum nachfolgenden Generation Gesellschaft darstellen wird. Erst durch das Nadelöhr des elterlichen Handelns fädelt sich gesellschaftliche Bedingungen und Normen in die psychische Entwicklung des Kindes ein. Die Psychoanalyse hat herausgearbeitet, daß dieser Prozeß keinesfalls - wie so mancher Beitrag zur Sozialisationstheorie den Anschein gibt - eine gradlinige Übernahme dessen sei, was an gesellschaftlichen Erwartungen an die Eltern gestellt und nun von diesen weitergegeben würde. Vielmehr ist der Erfahrungsaustausch zwischen Mutter und Kind, etwas später auch zwischen Vater und Kind, äußerst konfliktträchtig. Ja, man muß sagen, es gibt beim Kind von Geburt an Momente eines fortwährenden Kampfes um einmal erlebte Befriedigungszustände bzw. um die Wege, deren Versagungen zu verarbeiten. Erfahrung mit Gesellschaft, mit den bewußten und unbewußten Strebungen der Gesellschaft, ist deshalb Erfahrung intensiver Glücksmomente wie traumatischer Überwältigung in einem. Der allmähliche Aufbau einer psychischen Struktur (also lustorientierter, realitätsbezogener und normativer innerer Instanzen) ist untrennbar gekoppelt an diese jeweiligen kindlichen Verarbeitungsformen der frühen Glücks- und Überwältigungserfahrungen.

Freud analysierte den vielschichtigen Konflikt zwischen kindlichem Luststreben und Elternverboten; der von ihm so genannte Ödipus-Komplex wurde in seiner Nachfolge als *der* Kernkonflikt psychischer Krankheit betrachtet. Die kindliche Unfähigkeit, die Übermacht der Vaterfigur realitätsangemessen zu verarbeiten, die häufig lebenslange Selbstunterdrückung durch Schuldgefühle gegenüber den strengen Verboten des Vaters hatten sich als primäre Ursache neurotischen Leidens und als notwendiger Kristallisationspunkt des Therapievorgangs herausgestellt. Auch zur Erklärung anderer psychisch konfliktträchtiger Vorgänge als denen der Kleinfamilie wurde das Modell des Kind-Vater-Konflikts fruchtbar gemacht.

Schließlich wurde untersucht, wie dieser eindeutige Vorrang der Vaterfigur für die Entstehung psychischer Konflikte sozialgeschichtlich zu erklären sei. Hier konnte der theoretische Zusammenhang von Besitzbürgertum, patriarchalischer Familienstruktur und asketischen Wert- und Verhaltensmustern, wie ihn schon Max Weber aufgezeigt hatte, auf der Problemebene der inner-psychischen Verarbeitungsformen vervollständigt werden.

Mitscherlich hat, mit dem Begriff der „vaterlosen Gesellschaft“, auf eine allmähliche, aber einschneidende Veränderung hingewiesen. Nicht mehr die Identifikation mit der Vaterfigur, die bei Neurotikern zu einer zwanghaften, infantilen Dauerabhängigkeit von elterlichen Geboten verzerrt ist, ist hauptsächlich Grundlage möglicher psychischer Krankheit: nein, weit eher ist eine zunehmende Unfähigkeit, sich

überhaupt noch mit dem Vater zu identifizieren, klinisch zu beobachten. Die für das Kind und den Jugendlichen hierdurch ersparte Gefahr einer neurotischen Fixierung kehrt sich in eine gegenteilige, neue Gefahr: Der Mangel an Identifikationen hat ein Gefühl der Leere, der Vereinsamung, der starken Verletzlichkeit des Selbstwertgefühls zur Folge.

Durch das kollektive Versagen der Väter vor dem Nationalsozialismus, durch eine schleichende Entwertung vieler Berufspositionen, durch den Verschleiß vieler genußfeindlicher und vieler autoritätsorientierter Werte, ist von der machtvollen und machtbewußten Vaterrolle unaufhaltsam der Lack abgeblättert - und zwar sowohl im eigenen Selbstverständnis als auch in den Augen der anderen Familienmitglieder. Das soll nicht heißen, daß es die in jüngster Zeit viel zitierte Männerrolle gar nicht mehr gibt. Entscheidend ist, inwieweit diese Rolle noch durch ein Selbstverständnis getragen wird oder nur mehr eine unter Anstrengung aufrechterhaltene Rollenfassade darstellt. Die Zunahme psychischer Erkrankungen von Männern, die gerade Folge solcher Daueranstrengung sind, jedenfalls spricht für eine weitgehende Auszehrung der Substanz der überkommenen Männer- und Vaterrolle.

Bislang hatte die Psychoanalyse davon ausgehen können, daß die elementare Bedeutung des frühen Mutter-Kind-Verhältnisses durch die hinzutretenden Konflikte innerhalb des Dreiecks Mutter-Kind-Vater gleichsam aufgebrochen wird. Der seit jüngster Vergangenheit zu verzeichnende Substanzabbau der Vaterrolle spricht nun allerdings dafür, daß die Mutterposition ihre anfängliche lebensgeschichtliche Bedeutung für das Kind beibehält - den Vater eher an den Rand der psychisch prägenden Entwicklungsprozesse und -konflikte drängend.

Die hierdurch gegebene Bedeutungsaufwertung oder — besser gesagt — fortdauernde Bedeutungsvorrangigkeit der Mutter für das Kind ist nun indes nicht nur relativ zur Bedeutungsabnahme der Vaterrolle zu sehen. Gleichzeitig sprechen auch gesellschaftliche Veränderungstendenzen der Familiensituation für eine zunehmende Konzentration des Kindes auf die Mutter und umgekehrt: Die Familien werden kleiner, die neuen Wohnungen vielfach enger; die Spielmöglichkeiten außerhalb der Wohnung werden geringer. Vielfach bleibt für das Kind die Mutter konkurrenzlose Bezugsperson, und häufig ist für die Mutter das Kind tagsüber der einzige Partner, der den eigenen kommunikativen und emotionalen Bedürfnissen zur Verfügung steht. Auslösend für psychische Fehlentwicklungen ist in dieser Rollenkonstellation nicht die strenge und überwältigende Autoritätsdurchsetzung durch den Vater, sondern hier taucht die Gefahr auf, daß die Mutter unbewußt dazu neigt, das ihr „ausgelieferte“ Kind für die eigene emotionale Stabilisierung zu benutzen. Diese „Instrumentalisierung“ des Kindes für den Ausgleich eigener psychischer Konflikte (Verunsicherungen, emotionales Mangelgefühl u. ä.) geschieht weitgehend unbewußt.

Die enge emotionale Bindung von Mutter und Kind, soweit sie sich dann zu einem Mechanismus des „Alles-aus-dem-anderen-Herausholen“ verzerrt, ist Grund-

lage eines neuen Krankheitsbildes, das sich gegenwärtig verbreitet. Es ist damit ebenso Anzeichen für den Aufbau einer veränderten psychischen Struktur der Jugendlichen ganz im allgemeinen. Wir haben es dabei mit einer Vorverlagerung und qualitativen Veränderung des psychischen Grundkonflikts weit vor die Phase der ödipalen Auseinandersetzungen zu tun, die in jüngster Zeit in der psychoanalytischen Diskussion unter dem Stichwort der narzißtischen Störung ein vorrangiges Thema ist. Basis dieser historisch neuartigen Problematik ist eine übermäßig enge (symbiotische) Mutter-Kind-Beziehung. Inhalt möglicher, hieraus resultierender Konflikte für das Kind ist — entsprechend der lebensgeschichtlichen Vorverlagerung —, weniger eine strenge Über-Ich-Bildung und neurotische Autoritätsfixierung, als vielmehr das Problem der Verarbeitung frühest-kindlicher Allmachtsphantasien und Trennungsängste.

Eine neue psychische Grundstruktur

Die gesellschaftlich wie psychisch sich verändernde Familienstruktur hat weitreichende Folgen für die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder und Jugendlichen, als dies aus der Oberfläche ihres Verhaltens entnommen werden kann. Zunächst kann allenfalls festgestellt werden, daß die Bedürfnisse, so wie sie sich dann bei den Jugendlichen abzeichnen, und ihre daran orientierten Kommunikationsformen der Elterngeneration in mancher Hinsicht als „fremd“ und kaum nachvollziehbar erscheinen. Erst umfangreiche klinische und therapeutische Forschungen der vergangenen Jahre haben offenkundige Veränderungen in der Kindheits- und Pubertätsentwicklung verständlich und analytisch erklärbar werden lassen. Die Ergebnisse weisen darauf hin, daß wir es nicht nur mit einigen neuen Aspekten psychischer Erkrankung zu tun haben, sondern daß vom veränderten Krankheitsbild auf *eine strukturelle* Veränderung der psychischen Entwicklung überhaupt geschlossen werden kann.

Die als narzißtische Störung gekennzeichnete Problematik besteht gerade nicht in jener eitlen Selbstgefälligkeit, die man meist mit der Bezeichnung „Narzißmus“ in Verbindung bringt. Vielmehr handelt es sich um ein strukturelles Auseinanderklaffen von eigenen Handlungsmöglichkeiten und ihrer Bewertung durch das Ichideal. Die eigenen Handlungsmöglichkeiten sind gebunden durch ständiges Symbiosestreben gegenüber anderen, das einen Großteil der psychischen Energien beansprucht, und nachfolgende Trennungsangst und Enttäuschungsgefühle. Das heißt: „Erfolg“ vermag sich vor den Maßstäben des unreifen Ichideals kaum, und wenn, dann nur kurzfristig, einzustellen. Der Betroffene trägt folgerichtig eine Dauerunzufriedenheit mit sich herum, die sich bis hin zu Depressionen und körperlichen Leiden, wie Kopfschmerzen und Schlafstörungen, äußert.

Den einzigen Ausweg aus dieser „Schußlinie“ des kränkenden eigenen Ichideals bildet vielfach eine Verhaltensweise, die als Vermeidungsverhalten bezeichnet wird.

Der Betreffende zieht sich so weit wie möglich aus der Realität heraus, zumindest aus den Bereichen und Situationen, die das Risiko des Versagens beinhalten. Die Kränkung durch das Ichideal wird vermieden, indem das Handeln des Ich auf einer gewissen Phantasiestufe verbleibt. Die Selbstrechtfertigung: „Wenn ich nur wollte, dann könnte ich auch - ich will aber gar nicht!“, kann dann in der Realität weder bestätigt noch widerlegt werden und bietet immerhin ein Minimum an Selbstwert-Stabilisierung. Was hier nur skizziert werden kann, der psychologische Zusammenhang von andauerndem Symbiosestreben, hohen Ichideal-Ansprüchen an das Selbst und der Tendenz zu Vermeidungsverhalten, bildet meines Erachtens eine theoretische Basis, um sich mit dem Problem der Motivationskrise psychologisch befassen zu können.

In der Pubertätsentwicklung heutiger Jugendlicher spielen die Eltern als Adressaten für tiefergehende emotionale Bindungen oder stabile Identifikationen eine immer geringere Rolle. In den meisten Familien geschieht die emotionale Ablösung, was die Seite der Jugendlichen angeht, „kurz und schmerzlos“ während der frühen Pubertät. Emotional weit konflikträchtiger ist dieser Vorgang allerdings für die Eltern, die sich von einem erheblichen sozialen Funktions- und Kommunikationsverlust bedroht sehen. Die Eltern behalten ihre Bedeutung als Garanten der materiellen Lebensbedingungen der Jugendlichen — und als potentiell einschränkende Instanz gegenüber frühen Selbständigkeits-Bestrebungen. Am konflikträchtigen dürfte aus der Warte des Jugendlichen von daher nicht seine emotionale Ablösung sein, sondern der Entscheidungsprozeß der Eltern, der die familienoffizielle Zustimmung zum Auszug aus der elterlichen Wohnung erbringen soll. Ein Gutteil der emotionalen Entwicklung, der sich in der Vergangenheit im familiären Rahmen abspielte, scheint mir heute im Rahmen der sogenannten „Zweierbeziehung“ stattzufinden. Die Jugendlichen gehen vielfach in recht frühem Alter eine solche Beziehung ein, die weit eher einen eheähnlichen Charakter erhält als landläufige Vorstellungen über das Verhalten junger Leute dies vermuten ließen.

Aufgrund der oben angesprochenen narzißtischen Tendenzen neigen diese jungen Paare dazu, sich ineinander zu verklammern, um Stabilität und Wärme zu erfahren. Nun hat dies aber häufig den Charakter einer Spiegel-Erwartung, die den Partner nur im Lichte der eigenen Erwartungen sieht und gleichzeitig nicht über die eigene psychische Grundlage verfügt, seinerseits den Nähebedürfnissen des anderen zu entsprechen. Die Folge ist häufig die angst-erzeugende Erfahrung gegenseitiger Schwäche, die die Paare dann häufig veranlaßt, sich wieder an der vermeintlich Schutz spendenden größeren Gleichaltrigengruppe zu orientieren.

Die Gleichaltrigengruppe hat eine eminent wichtige Funktion für eine teilweise Befriedigung der narzißtischen Ichideal-Ansprüche, der symbiotischen Bedürfnisse und für eine gegenseitige Absicherung des Vermeidungsverhaltens. Die Gleichaltrigengruppe bietet den Rahmen für eine weitgehende Vereinheitlichung (bei z. T.

deutlicher schichtenmäßiger Differenzierung) von bestimmten Erkennungssignalen, wie Kleidung, Musikgeschmack, Kommunikationsformen u. a. m. Diese Signale können insofern als ein Mittel der narzißtischen Selbstdarstellung interpretiert werden, als sie Möglichkeiten für einen eigenen „Auftritt“ bereitstellen, gleichzeitig aber die Gewähr bieten, sich im Auftritt der anderen stets wiedererkennen zu können. Ein großer Teil der gemeinsamen Aktivitäten, die der älteren Generation als schlichtweg langweilig, wenn nicht gar stumpfsinnig erscheinen, erlauben quasi-symbiotische Erlebnisse und kollektive Absicherung gegen bedrohliche „andere“ Realität in einem: urnarzißtische Erlebnisse des Schwebens und der Allmacht bei exotischem Tanz, überlauter Musik, hohen Geschwindigkeitserlebnissen, bei Genuß von Rauschmitteln; Geborgenheitserlebnisse in übervollen Kneipen, beim gemeinsamen Musikhören; Absicherung gegen verunsichernde Erfahrungen durch feste Rollenpositionen innerhalb der Cliques und häufig fast ritualisierte Umgangsformen.

Die Schule hat in der Vergangenheit weitgehend von der Energiebasis profitiert, die die Jugendlichen aufgrund eigener Verdrängungs- und Sublimationsleistungen erbringen konnten (nicht selten für den hohen Preis von Verhaltenseinengungen neurotischer Art). Schule wird heute „ertragen“, weil sie die Voraussetzung für die spätere Berufsrolle ist. Im Verständnis der Schüler ist sie weitgehend unbegründete, zwangsweise Beschäftigung. Die Frage nach dem Sinn wird kaum mehr gestellt — dies aber nicht, weil die Institution fraglos anerkannt wäre, sondern weil, gemessen an den eigenen Lebensbedürfnissen, von einer fraglosen Gewöhnung an vermeintliche Sinnlosigkeit ausgegangen werden kann. Der Widerspruch zwischen eigentlichen Lebensbedürfnissen und in der Schule abverlangten Lernleistungen wird dann nicht einmal mehr als brisant empfunden.

Die gesellschaftlichen Bedingungen des Narzißmus

Die psychische Struktur, deren prägende neue Merkmale hier angezeigt worden sind, ist selbst Entstehungsprodukt bestimmter gesellschaftlicher Bedingungen, die über die Veränderung der Familienstruktur vermittelt wirksam werden. Deshalb ist es sinnvoll, zu fragen, welche gesellschaftlichen Wirkungskräfte den vorwiegend narzißtischen Bedürfnisstrukturen der Jugendlichen entgegenkommen und welche sie eher blockieren. Eine „Motivationskrise“ kann nur verständlich werden als Auseinanderklaffen individueller und der jeweiligen *sozialen Bedingungen*, unter denen Motivation erscheint bzw. nicht erscheint:

- Die Jugendlichen sind wichtige Adressaten des Konsumgüter-Markts unserer Gesellschaft. Nicht anders als die Erwachsenen unterliegen sie in hohem Maße dem vorherrschenden Weltbild, das die Qualität des Lebens als „Lebensstandard“ beschreibt, definiert als die verfügbare Qualität und Vollständigkeit bestimmter Konsumgüter, die man sein eigen nennen kann. Für unseren Zusammenhang ist es wichtig festzuhalten, daß diese Konsumwaren narzißtischen Bedürfnissen als Sich-Ver-

wöhnenlassen entgegenkommen. Wobei es hier abwegig wäre, diesen von der Gesellschaft so stark vorangetriebenen Vorgang für die Seite der Jugendlichen als „Verwöhntheit“ moralisch verurteilen zu wollen. Sie tun - auf geringerem Ausgabenniveau — kaum etwas anderes als ihre Eltern auch. Der bedeutsame Unterschied liegt keinesfalls in einer moralischen Bewertung dieser Konsumbedürfnisse, sondern in der Qualität der hiermit verbundenen Erfahrungen. Die ältere Generation hat immer noch Kontrasterfahrungen aus Zeiten des extremen Gütermangels. Für die Jüngeren hingegen verfestigt sich vielfach ein Weltbild des „Konsumismus“: des unendlich fortschreitenden Angebots immer neuer „Jahrgänge“ von Konsumgütern, die einen überrollen, umschließen, berauschen können. Ein Problem wird dies an dem Punkt, an dem die Haltung des Konsumierens, des passiven Genießens und danach Wegwerfens auch auf andere Lebensbereiche oder -aspekte überschlägt.

- In engem Verhältnis hierzu steht die Haltung zum Genuß-Auf Schub. Es ist noch nicht lange her, daß das Motto „Erst arbeiten, dann genießen!“ eine traditionelle Säule der Erziehungswerte unserer Gesellschaft darstellte — insbesondere der Mittelschichterziehung. Nicht „gleich“ zu genießen, entbehrt jedoch heute vielfach der wirtschaftlichen (Pseudo-)Rationalität. „Lieber jetzt genießen als später“, heißt die Devise, und Geldentwertung, Kreditangebote und Konsumwerbung tun ihr übriges dazu. Die auf Entsagung angelegten Wertsetzungen verlieren zunehmend objektiv ihren Sinn und sind daher auch subjektiv immer weniger einsichtig. Dies wird vor allem zum Problem, wenn hieraus eine allgemeinere Schwierigkeit für Fähigkeiten zu Bedürfnisaufschub, zu längerfristiger Interessenabwägung, zur psychischen Verarbeitung von Versagungen erwächst.

- Eine weitere bedeutsame gesellschaftliche Entwicklungstendenz betrifft die Art und Weise, wie sich öffentliche Institutionen — und damit Schulen, Verwaltung und politische Steuerungsinstanzen - legitimieren. Bei allen vorhandenen politisch-ideologischen Unterschieden sind die verschiedenen öffentlichen Institutionen vermehrt darauf verwiesen, sich programmatisch zu legitimieren, d. h. die soziale Nützlichkeit, die Effizienz, die Ausrichtung auf die Interessen der betroffenen Bürger glaubhaft zu machen. So gibt es z. B. im Schulbereich erst seit dem Abbröckeln eines kulturell überkommenen „Weltbilds“, das einen ganz bestimmten Bildungskanon beinhaltete, überhaupt eine Diskussion um Lerninhalte und Lernziele. Die Schule muß nun begründen, was sich vorher scheinbar „von selbst“ begründete, weil es in ein ideologisch geschlossenes Ordnungs- und Wertsystem eingebunden war. *Wie* diese Begründungen für Entscheidungen ausfallen, ist politisch recht unterschiedlich; *daß* begründet werden muß, hat offengelegt, daß viele ehemals „unantastbaren“ Werte und Zielsetzungen fortan für alternative Lösungen disponibel sind.

Alle Mitglieder unserer Gesellschaft können eine Veränderung der sozialen Wirklichkeit erfahren- eine Tendenz, die einer steten Beschleunigung unterliegt. Veränderungen, die in ihrer einschneidenden Wirkung früher den Zeitraum von drei, dann zwei

Generationen abdeckten, erfolgten daraufhin im Laufe ein und derselben Generation, und geschehen heutzutage zunehmend in Sequenzen, die nur zehn, wenn nicht fünf Jahren nahe kommen. Dies wird am deutlichsten in den generationsmäßigen Übereinstimmungen oder Wandlungen des täglich sich äußernden Alltagsbewußtseins. Im vergangenen Jahrhundert herrschte noch eher ein Drei-Generationen-Rhythmus der Einstellungs-Wandlungen vor. Eine Entfremdung entstand erst zwischen Großeltern und Enkeln, während die Elterngeneration durchaus eine Vermittlungsposition einzunehmen imstande war. Es folgte im Zuge der Industrialisierung der klassische Vater-Sohn-Konflikt, also eine Zwei-Generationen-Sequenz des Wandels. Seit geraumer Zeit nun macht eine einzelne Generation eine Fülle von gesellschaftlichen Veränderungen mit. Ja, heutzutage ist es geläufig, daß nur wenige Jahre auseinanderliegende Geschwister sich kaum mehr verstehen, weil sich in der kurzen Zeit bereits die Jahrgangserfahrungen wieder verändert haben.

Diese Erfahrungen eines sich beschleunigenden Wandels verändern das Generationenverhältnis gründlich. Die Erwachsenen können insgesamt weniger denn je für die Jugend als Erklärer der Wirklichkeit fungieren. „Die Alten“ -in den traditionellen Gesellschaften die Weiseren — sind heute einer Wirklichkeit verpflichtet, die jeweils schon überholt ist. Über Medien und eigene Erfahrungen nehmen die Jugendlichen heute in gleicher Weise an „Welt“ teil wie die Erwachsenen - bei der häufig anzutreffenden Interessen- und Aktivitätseinengung der Eltern sogar viel mehr als diese. Erwachsene können die nachkommende Generation nur noch begrenzt auf die Zukunft hin erziehen und ausbilden, weil sie für sie gleichermaßen unbekannt ist. Daß die Zukunft qualitativ anders ist als die Vergangenheit der eigenen Erfahrungen, erscheint als Fragestellung banal, ist jedoch kulturhistorisch, bezogen auf das Generationsverhältnis, von umwälzender Wirkung.

Daneben ist noch ein weiteres Phänomen interessant: das der Ungleichzeitigkeiten dieser Veränderungen. Die alten Werte „verschwinden“ nicht, sie leben in einzelnen Bereichen scheinbar ungestört fort, werden in anderen wieder überformt, in weiteren rasch und immerfort verändert. Unterschiede zwischen Land und Stadt, Arbeitswelt und Freizeitbereich, verschiedenen Altersgruppen, politischen Milieus oder Institutionen u. a. m. bestehen fort, kreuzen sich oder bleiben isoliert voneinander.

Ein Jugendlicher z. B. kann sich heutzutage im Elternhaus, im Freundeskreis, in der Schule, im Sportverein, bei Verwandten jedesmal in unterschiedlichen Wertsystemen bewegen und vielfältige Erfahrungen von *Brüchen* machen. Diese Erfahrungen werden kaum noch als Erschütterungen wahrgenommen, aber tiefgreifend sind sie dennoch darin, im Bewußtsein die Gewißheit zu verankern, daß Normen „nicht ewig“ sind und daß für jegliche praktische Norm eine Alternativpraxis ausgemacht werden kann. Diese Erfahrungen von Brüchen, von Beschleunigung und Ungleichzeitigkeiten der gesellschaftlichen Veränderungen sind keine Einbildungen einer

Fortschrittseuphorie, es sind wirkliche Tendenzen, die in den verschiedenen Lebensbereichen erfahrbar sind und erfahren werden und *an die* vorhandene Bedürfnisse, Phantasien, Hoffnungen und Interessen anknüpfen können. Das gesteigerte Anspruchsniveau an das Selbst, die hohen Ichideal-Erwartungen, werden von diesen Veränderungs- und Bruch-Erfahrungen *aktualisiert* und *weitergetragen*. Ein Recht auf materielle Entfaltung; ein Recht auf die Jetzt-Zeit für Genußerlebnisse, nicht erst auf morgen; ein Recht, Verhaltensweisen, Regelungen und Normen einsichtig begründet zu bekommen — das sind Einstellungsmuster, die der gesellschaftliche Entwicklungsprozeß selber transportiert und die die jungen Leute aufnehmen. Das sind Bedingungen, die vorhandene Motivationen aktualisieren.

Und damit bin ich an einem zentralen Punkt: Wo die Entwicklung zu einem höheren *gesellschaftlichen* Anspruchsniveau der Individuen mit dem hohen *psychischen* Anspruchsniveau *konvergiert*, da ist ein beträchtlicher Motivationsgrad zu verzeichnen. Da gelingt es, die latenten Lebensbedürfnisse und Lebensphantasien aktiv in Handlungsmotivation umzusetzen. Diese Handlungsmotivation ist dann vorrangig auf die Verwirklichung von Kommunikations- und Glückserlebnissen konzentriert, die ihrerseits einen gewissen Grad an individueller und gemeinschaftlicher Autonomie gegenüber der Erwachsenenwelt voraussetzen: eigene Räumlichkeiten zu haben, gemeinsam Veranstaltungen durchzuführen, Musik zu hören, Sexualität zu erleben, sich ungestört unterhalten zu können, neue Formen des Umgangs miteinander zu erproben, Orte zu haben, die ein Zuhause-Gefühl vermitteln.

Eines der Gebiete, auf dem eine Tendenz zu geringer Motivation festgestellt werden kann, ist das der konventionellen Politik. Es gibt wenig Motivation für politische Ziele, die mit der eigenen Lebenssituation überhaupt nicht vermittelbar sind. Es wäre aber zu leicht, die weiter oben geschilderten Bedürfnisse schlichtweg als „unpolitisch“ zu bezeichnen. Die Veränderung der qualitativen Art und Weise, unser eigenes Leben zu gestalten, unsere Bedürfnisse zu differenzieren und neue Kommunikationsmöglichkeiten mit anderen zu entfalten, stellt meines Erachtens ein eminentes gesellschaftliches und auch politisches Problem dar. Im Sinne der Hoffnung auf bessere Gestaltung der eigenen Lebenssituation stellen die beschriebenen Bedürfnisse der Jugendlichen durchaus ein *politisches* Interesse dar.

Das psychisch fundierte hohe Anspruchsniveau der meisten Jugendlichen hat die Funktion und den Inhalt einer latenten, allgegenwärtigen Lebensutopie. „Latent“ im mehrfachen Sinne: Diese Utopie kann aufgrund ihrer narzißtisch-unbewußten Anteile in vielen sozialen Situationen nicht nach „außen“ artikuliert werden; sie ist nur von dem Hintergrund bestimmter sozialer Bedingungen in *aktive Motivation* umsetzbar. Motivation ist also gebunden an die Möglichkeit, an eigene Lebensbedürfnisse und die eigene Lebenspraxis anknüpfen zu können, und an die Motivation aktualisierenden Bedingungen. Insofern scheint es sinnvoll, einen Blick auf motivationshemmende Bedingungen zu werfen.

Die Verstärkung des Vermeidungsverhaltens

Vermeidungsverhalten hatte ich auf der psychologischen Argumentationsebene dadurch charakterisiert, daß der Betreffende den Widerspruch zwischen den eigenen infantilen, strengen Ichideal-Ansprüchen und seinen tatsächlichen Verwirklichungsschwierigkeiten ausweicht. Statt des Risikos von Erlebnissen der Ohnmacht oder des Versagens, die eine immense Kränkung bedeuten würden, kommt es zu einem gewissen Rückzug aus derart gefährlichen Wirklichkeitsbereichen. Dieser Rückzug kann ein realer sein (ein buchstäbliches Flüchten oder Wegbleiben aus bestimmten kränkenden Situationen) oder aber darin bestehen, daß der Grad der Affekte, die in „gefährlichen“ Situationen beteiligt werden, extrem niedrig gehalten wird. Im letzten Falle handelt es sich also um eine Haltung strikter innerer Distanz in angsterzeugenden Situationen, ein „Sich-Heraushalten“. (Nicht umsonst ist „cool-Bleiben“ eine heutzutage in vielerlei Situationen angestrebte Verhaltensfassade.)

Diese innerpsychische Kluft findet nun eine gesellschaftliche Parallelisierung und Verstärkung. Gesellschaftlich wird den Individuen, und den Jugendlichen insbesondere, das vorrangige Leitbild der freudig konsumierenden, unendlich genußfähigen, hochgradig kommunikationsfreudigen und erotisch anziehenden Persönlichkeit vermittelt. Und ist man nicht so, dann hat man sich zumindest so darzustellen. Es entsteht eine Art „Image“-Druck in Richtung auf bestimmte Persönlichkeitsmerkmale. Der Verwirklichung dieses Leitbildes stehen nicht wenige objektive Lebensbedingungen entgegen. An erster Stelle wäre hier die Situation am eigenen Arbeitsplatz zu nennen, wo ein beträchtlicher Leistungsdruck herrscht und damit der Zwang zur Disziplinierung und kräftesparenden Standardisierung eigener Verhaltensformen. Die hier auftretende Entwicklung ist scherenförmig: Streßsituationen am Arbeitsplatz oder in der Schule, und Imagedruck im Freizeitbereich. Viele versuchen, diesem Dilemma zu entgehen, indem sie sich in Arbeits- oder Lernsituationen möglichst wenig persönlich einbringen, alle Phantasien und lebensgeschichtlichen Hoffnungen auf den Freizeitbereich richten — ohne jedoch hierdurch schon in der Lage zu sein, diesen Bereich den eigenen Ansprüchen gemäß gestalten zu können.

Es herrscht also eine kaum überwindbare Kluft zwischen dem Leitbild, das den Individuen vermittelt wird, und den tatsächlichen Möglichkeiten seiner Verwirklichung. Diese Kluft entspricht der im Jugendlichen ohnehin - wie oben beschrieben - vorhandenen und verstärkt die Neigung zu Vermeidungsverhalten noch.

Die Motivationskrise wird im schulischen Bereich am deutlichsten. Sie tritt hier auf als „Mangel“ an Motivation, als starke affektive Distanz, in massiv aggressiven Akten, wie Zerstörung von Einrichtungen u. ä. Die Motivationskrise ist im Arbeitsbereich der Lehrlinge und Jungarbeiter meines Erachtens genauso vorhanden. Sie wird hier natürlich weit weniger deutlich, weil an der Arbeitsstätte von „Freiwilligkeit“ und von der Sache her gegebener Motivation von vornherein kaum ausgegan-

gen wird. Im Bereich der Berufsschule tritt diese Motivationskrise dann aber auch um so krasser (und aggressiv gewendeter) zutage.

Zu allem Gesagten kommt noch ein weiteres, dies sozusagen noch überschattendes Problem hinzu: die tiefgreifende Krise des Arbeitsmarktes und der Ausbildungsstruktur. Hier wird ein gesamtgesellschaftliches Wirtschaftsproblem auf die nachrückende Generation abgewälzt. Die Misere dürfte bekannt sein: Wer keinen Studienplatz erhält, nimmt dem formal nächstniedriger Qualifizierten den Ausbildungsplatz fort und setzt damit eine Kettenreaktion in Gang, die schließlich auf diejenigen ohne Hauptschulabschluß schlägt. Bei der Beschäftigungssuche wiederholt sich der gleiche Mechanismus noch einmal. In diesem Sachverhalt hegt ein so eindeutiger Überhang objektiv-gesellschaftlicher Realität vor psychischen Strukturproblemen vor, daß eine weitere Ausführung den Rahmen der vorhegenden Bemerkungen sprengen würde. Wenn ich die Ausbildungs- und Arbeitsmarktkrise als ein Verstärkungsmoment der Motivationskrise aufführe, ist das für unsere Fragestellung substantiell bedeutsam, meint aber keine „psychologische“ Reduzierung objektiver wirtschaftlicher Strukturprobleme. In den Bereichen des Lernens und der Ausbildung tritt die gesellschaftliche Krise als *Motivationskrise* auf, sie geht selbstverständlich nicht in diesem Motivationsproblem auf. Auf der Ebene unserer sozialpsychologischen Fragestellung läßt sich jetzt folgendes zusammenfassend sagen:

Wo eine Entwicklung zu einem höheren Anspruchsniveau der Individuen *gesellschaftlich* vorangetrieben wird, wenn man so will: wo ein gesellschaftliches und politisches Klima „für Reformen“ vorherrschend ist und diese Entwicklung mit dem hohen *psychischen* Anspruchsniveau der Jugendlichen *konvergiert* — dort besteht die Tendenz zu hoher Motiviertheit; (Motiviertheit, natürlich, für die Verwirklichung der dargestellten spezifischen Lebensbedürfnisse).

Wo eine gesamtgesellschaftliche Strukturkrise deutlich wird, wo ein Klima der Zukunftsangst und Verunsicherung entsteht und wo institutionelle Organisationsrationalität (z. B. der Schule) die Bearbeitung der Bedürfnisse, Ängste und Erfahrungen der Jugendlichen nicht leisten will und kann - wo solch eine Entwicklung mit dem psychischen Anspruchsniveau der Jugendlichen *in Konflikte* gerät -, da besteht die Tendenz zu Vermeidungsverhalten, zu einer psychisch wie gesellschaftlich hervorgerufenen Motivationskrise.

Eines sei noch angeschlossen: Ob diese Motivationskrise sich in politischer Hinsicht als Neigung zu einem neuen Konservatismus der jungen Generation auswirkt, wie vielfach vermutet wird, ist noch nicht abzusehen. Ich neige zu der Annahme, daß ein starkes Vermeidungsverhalten, wenn es sich in der hier niedergelegten Tendenz fortsetzt, keine aktive Unterstützung einer spezifischen politischen Richtung bedeuten wird. Vielmehr wird man von einer eher passiven Anpassung an die jeweils vorherrschende politische Tendenz sprechen können; was natürlich auch eine Form von „Konservatismus“ bedeuten kann. Es wäre dies allerdings keine „weltanschaulich“

verankerte Haltung, sondern eher ein situationsabhängiger Rückzug aus politisch konflikträchtiger Realität in private — vermeintlich konfliktlosere — Lebensbereiche.

Mir scheint die inhaltliche Ausrichtung an den Lebensbedürfnissen und Erfahrungen der Jugendlichen der ehestmögliche Ansatz, um das, was als Motivationskrise hier umrissen wurde, bezüglich der dahinterstehenden Bedürfnisstrukturen *aufgreifen* zu können. Erfahrungsverarbeitung im (eingeschränkten) Sinne des Grübeins und Forschens im eigenen Selbst geht aufgrund der psychischen Struktur der Jugendlichen immer schon vor sich, die Beschäftigung mit sich selbst ist ihr vorgängiges Hauptinteresse. Diese Tatsache prägt auch die ganze Herangehensweise an Inhalte. Wissen, Begriffe, Interpretationen, mit denen die Schüler konfrontiert werden (in der Schule, der Gleichaltrigengruppe, in den Medien), werden zuerst und hauptsächlich danach befragt, was sie „für das eigene Leben“ bedeuten könnten. Die „Anwendbarkeit“ für sich selbst wird tendenziell zum Hauptmaßstab für die Stabilität eigener inhaltlicher Interessen der Jugendlichen.

Zur Diskussion

- Das Theorem vom „Neuen Sozialisationstypus“ ist ein Modell, nicht schlicht empirisch beobachtbare Wirklichkeit. Wir sollten nicht fragen, ob es den Neuen Sozialisationstypus „gibt“, sondern ob dieses Modell neue Sicht- und Verständnisweisen für geschichtlich veränderte Problemlagen der Menschen aufschließt.
- In diesem Sinne ist das Modell keine Psychologie der Persönlichkeit oder des Verhaltens: es ist im Kern psychoanalytisch, das heißt, richtet sich auf die Struktur von Wünschen, Bedürfnissen und Motiven, wie sie im Verlaufe der lebensgeschichtlichen Entwicklung entsteht und in späteren Lebenserfahrungen aktualisiert werden kann. Das ist ein sehr viel vermittelterer Zugang als die deterministische Festlegung auf „Verhalten“ oder auf persönliche „Eigenschaften“.
- Wenn von Problemen des Narzißmus die Rede ist, kann es in keiner Weise darum gehen, dies umstandslos als Eitelkeit, Egoismus, Weltflucht etc. zu verstehen. Narzißmus ist ein präzise festgelegter Begriff aus der psychoanalytischen Diskussion. Die hier beschriebenen psychischen Strukturen haben weniger mit Selbstverliebtheit zu tun, als mit einer Angewiesenheit darauf, in Beziehungen zu anderen in überaus angewachsenem Maße der Selbstwert-Bestärkung zu bedürfen. Wann und in welcher Form sich diese veränderte psychische Struktur zeigt und ausdrückt, ist zweifelsohne keine entwicklungspsychologische Frage, sondern eine der gesellschaftlich-kulturellen Situation.
- Die hier konstatierte Motivationskrise, die gesteigerte Gefahr depressiver Verletzlichkeit, ergreift potentiell alle Gesellschaftsmitglieder. Sie *zeigt* sich bei den Jüngeren nur deutlicher, weil deren psychische und soziale Stabilisierungsmechanismen noch nicht so festgefahren sind. Und das hat natürlich auch seine guten Sei-

THOMAS ZIEHE

ten, weil es die Fähigkeit zur Offenheit, zur emotionalen Teilhabe, zur Entgrenzung *ebenfalls* vergrößert!

Die Motivationskrise ist nur so lange eine, wie Jugendliche immer und immer wieder der Möglichkeiten ihrer eigenen Bedürfnisentwicklung und -erprobung politisch und pädagogisch enteignet werden. Sie ist nicht Schicksal, sondern Krise. Das ist allerdings kein Grund, sie nicht zur Kenntnis nehmen zu wollen.